



STEPHANIE ROSENTHAL

(geb. 1971) leitet seit 2018 als erste Frau den Gropius Bau. Die promovierte Kunsthistorikerin startete ihre Karriere am Haus der Kunst in München und wechselte dann als Chefkuratorin an die Londoner Hayward Gallery. 2016 war sie künstlerische Leiterin der 20. Biennale von Sydney und 2019 Jury-Vorsitzende der Kunstbiennale von Venedig. Im Mai wurde überraschend bekannt, dass Rosenthal ab September die Direktion des Guggenheim-Museums in Abu Dhabi übernimmt.

»» Fürsorge ist vor allem eine schöne Idee ««

Die Kunst kann unsere Welt wohl nicht retten, aber andere Sichtweisen darauf eröffnen. Ihre letzte Ausstellung im Gropius Bau ist ein guter Grund, um mit STEPHANIE ROSENTHAL über Heilung im Museum zu sprechen

Begriffe wie Heilung und Fürsorge sind überall präsent, und dies nicht erst seit der Pandemie oder im Angesicht des Krieges in der Ukraine. Warum erscheint Ihnen dieses Thema als so dringlich in der Kunstwelt?

Die künstlerische Auseinandersetzung mit diesem Thema ist nichts Neues. Kunst war schon immer nah am Leben. Ein Ansatz der Ausstellung »On Caring, Repairing and Healing« (Arbeitstitel) ist zu verdeutlichen, dass Künstler*innen in das soziale Gefüge eingreifen und gesellschaftliche Veränderungen nicht nur durch ihre Kunst, sondern auch durch ihre Aktionen bewirken. Das war schon für Allan Kaprow, den Erfinder des Happenings, ein großes Thema. Künstler*innen sind Visionär*innen. Sie sind maßgeblich daran beteiligt, die Art und Weise zu überdenken, wie wir uns zur Natur und zueinander verhalten. Fragen der Fürsorge und Gesundheit stehen dabei zwangsläufig im Vordergrund.

Warum?

Eine Hauptaufgabe des Kurators oder der Kuratorin ist Fürsorge – für die

Künstler*innen und das Publikum. Hier kommt die Dringlichkeit von Vermittlung ins Spiel, ein Thema, das in Deutschland erst zunehmend an Bedeutung gewinnt, während es in anderen Ländern seit Langem etabliert ist. Wir haben ein Projekt ins Leben gerufen, das sich »Resonanzraum« nennt und in Zusammenarbeit mit der Londoner Treuhandstiftung Wellcome Trust entstanden ist. Hier geht es um mentale Gesundheit und die Frage, wie diese mit der Kultur in Verbindung steht. In diesem Kontext ist auch unser Programm »Ámà« im vergangenen November entstanden.

»Ámà« war eine viertägige Veranstaltung zu den Themen Fürsorge, Reparatur und Heilung, mit Vorträgen über Meditation und Speed-Dating-Sessions bis hin zu Workshops, in der Sie der Frage nachgegangen sind, wie sich Fürsorge im Museum anfühlt. Welche Antworten haben Sie gefunden?

»Ámà« war bewusst breit aufgestellt, um vorbereitend zur Ausstellung den Abhängigkeiten und Verstrickungen von

Systemen und Strukturen nachzugehen, sei es das Verhältnis von Institutionen und Menschen oder die historisch gewachsenen Barrieren, die über Sprache, Architektur und vieles mehr fortgesetzt werden. An vielen Stellen werden bereits Anstrengungen unternommen, Wege der Fürsorge und der Reparatur im weitesten Sinne zu finden und die – oft widersprüchlichen – Geschichten zu betrachten, die sie ausmachen. Hier stellt sich selbstverständlich die Frage, was fehlt, denn die Dinge sind ja miteinander verknüpft.

Die Kultur und die Kunst im Besonderen sind die ersten, die autoritären Systemen zum Opfer fallen. Ist der Anspruch auf Heilung durch Kunst nicht ein wenig naiv?

Zunächst sollte doch die Gegenfrage lauten: Wer formuliert den Anspruch auf Heilung und was ist damit gemeint? Dieses Bedürfnis nach Heilung ist für viele der künstlerischen Positionen ein Trugschluss. Sie zeigen auf, dass es keine Heilung gibt. Stattdessen begegnen wir dem Begriff im Kontext von ebenjenen Beziehungen, die wir im sogenannten globalen Norden



Guyodo, ohne Titel, 2021

anders aufbauen und führen sollten. Ich bin sehr beeinflusst von Donna Haraways Buch »Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän« und ihrer Idee des »Kinship« (Verwandtschaftsbeziehungen). Innerhalb der sozialen Organisation verweist Kinship auf die Beziehungen im Jetzt, im Vergangenen sowie im Kommenden, so verbindet es menschliche und mehr-als-menschliche Gemeinschaften. Meiner Meinung nach sind Ausstellungen eine Art von Kinship, man findet also durch die Kunst im besten Fall eine Art von »common ground« unterschiedlichster Sparten und Bereiche, den man vielleicht sonst nicht erreichen würde.

Gibt es eine neue gesellschaftliche, genauer gesagt: fürsorgliche Verantwortung der Museen?

Der Ausgangspunkt für die Ausstellung war die Frage: Was bedeutet es eigentlich, Menschen willkommen zu heißen und diese Gastfreundlichkeit auszuweiten? Museen müssen auch Orte der Gemeinschaft sein. Gleichwohl wissen wir, dass in einer riesigen bürokratischen Institution wie dem Gropius Bau Fürsorge vor allem eine schöne Idee ist, man aber letztlich in Strukturen verhaftet bleibt, die es schwer machen, sie tatsächlich umzusetzen.

Auf ihrer Künstlerliste finden sich unter anderem Heiler und Schamanen, deren Kunstschaffen sekundär ist. Können Sie uns einige Positionen vorstellen?

Das Projekt hat mit Kader Attia begonnen, mit dem ich eigentlich eine

Einzelausstellung machen wollte. Für Attia steht der Begriff des Reparierens im Zentrum sowie das Sichtbarmachen von Narben und der Umgang mit Traumata. Als Co-Kurator präsentiert er in der Schau mit André Eugène und Guyodo zwei haitianische Künstler, die Vertreter der sogenannten Atis Rezistans (Künstler des Widerstands) sind – ein Kollektiv aus Port-au-Prince, das häufig mit recycelten Materialien als einer Form von Reparatur arbeitet. Brook Andrew wurde von mir eingeladen, weil er die indigene Community auf vielen Ebenen vertritt. Er ist ein Aboriginale-Künstler, der seit Jahrzehnten auch als Berater für große Sammlungen tätig ist. Für unsere Ausstellung hat er ein kritisches und dennoch sehr humoristisches Theaterstück geschrieben, das sich der Frage widmet, wie sich Objekte in einem Museum »fühlen«. Es geht zum Beispiel um die Veränderung der Aura von Objekten, wenn sie aus ihrem Kontext gerissen und ins Museum gebracht werden, oder die Frage, wer das Recht hat zu entscheiden, welche Objekte ins Museum gehören und welche nicht.

Brook Andrew ist auch Teil Ihres kuratorischen Teams.

Als solcher hat er andere indigene künstlerische Positionen eingeladen, beispielsweise Betty Muffler und Marinka Burton, die beide traditionelle Heilerinnen sind. In ihrer Malerei geht es tatsächlich um den Prozess des Heilens durch das Malen, und zwar das Heilen der eigenen Community. Spiritualität steht hier klar im Vordergrund.

Warum kuratieren Sie die Ausstellung im Kollektiv?

Wir haben uns entschieden, als kuratorisches Team zu arbeiten, weil es uns wichtig war, dieses Thema aus den unterschiedlichsten, und das heißt auch nicht nur westlichen Blickwinkeln zu betrachten. Dies ist nur möglich, wenn man die entsprechende Perspektive auch tatsächlich repräsentiert.

Was treibt die anderen Künstler der Ausstellung um?

Eine Künstlerin wie Grace Ndiritu würde wahrscheinlich gerne einen Workshop zum Thema »Heilung der Museen« machen. Das ist zwar ein Stück weit naiv, dennoch finde ich es wichtig, solche Standpunkte zu zeigen, weil auch eine Haltung etwas bewirken kann. Aber bei den meisten Künstler*innen steht die Unmöglichkeit von Heilung im Vordergrund, die sich letztlich in der Sichtbarmachung der Problematik erschöpft. So zum Beispiel bei Andrea Büttner, der ein großer Raum in der Ausstellung gewidmet ist. Sie setzt den Fokus auf die deutsche Geschichte und deren Aufarbeitung und zeigt Fotos vom Pflanzgarten im Dachauer Konzentrationslager, wo es anthroposophische Ansätze gab und mit Heilpflanzen gearbeitet wurde. Ihre Position ist eher gegen Heilung – man kann nicht ausbrechen aus den Strukturen und den Traumata der Geschichte.

Zeigen Sie ältere Positionen in der Ausstellung?

Ja, vereinzelt. Lygia Clark zum Beispiel ist eine Position aus den 1960er-Jahren.

Sie war Therapeutin und Künstlerin und hat ihre Skulpturen für ihre Therapien eingesetzt. Unsere früheste künstlerische Position ist Artemisia Gentileschi. Sie gilt als herausragendste Malerin des 17. Jahrhunderts. Gentileschis Bilder zeigen vor allem gewalttätige Szenen in Kombination mit heroischen Frauenfiguren, was oft mit ihrer Biografie in Zusammenhang gebracht wird. Sie wurde als junge Frau von ihrem Lehrer vergewaltigt. Ihre Gemälde werden in der Kunstgeschichte als aktivistische Position gelesen.

Aktivismus als Hilfe zur Selbstheilung?

Die Malerin Paula Rego ist ein konkretes Beispiel dafür, dass Kunst ein Mittel sein kann, um historisches Unrecht oder Missstände zu mildern oder zumindest sichtbar zu machen. Sie war uns ebenfalls aufgrund ihres aktivistischen Ansatzes wichtig, weil sie sich Ende der 1990er-Jahre gegen das Abtreibungsgesetz in Portugal ausgesprochen und dies in ihren Gemälden und Radierungen thematisiert hat. Schließlich hat sie zu einer Liberalisierung beigetragen.

Interview ANNE
HAUN-EFREMIDES



Paula Rego, ohne Titel, 1999, aus »The Abortion Series«



Modell
Guggenheim
Abu Dhabi

AUF SAND GEBAUT

Stephanie Rosenthal wird ab September die künstlerische Leitung des Guggenheim-Museums in Abu Dhabi übernehmen, dessen Eröffnung für 2025 geplant ist. In den vergangenen vier Jahren als Direktorin des Gropius Baus hat Rosenthal das Berliner Ausstellungshaus modernisiert und durch ein Artist-in-Residence-Programm wieder zu einem Produktionsort gemacht. Mit Ausstellungen von Lee Bul, Yayoi Kusama, Zanele Muholi oder Dayanita Singh ist das Programm weiblicher und diverser, das Publikum jünger geworden. Man hätte sich für den eingeschlagenen Kurswechsel jedoch von Rosenthal einen längeren Atem gewünscht.

Die Emirate sind attraktiv für den Wanderzirkus der Kunstwelt. Seit Langem strömen internationale Kuratoren und Galeristen, Künstler und Intendanten in die Glitzermetropolen am Golf, deren Scheichs mit Etats locken, von denen in der Heimat nur zu träumen ist. Die Fertigstellung des von Frank Gehry entworfenen Prestigeobjekts der Guggenheim Foundation hatte sich nach Bekanntgabe der ersten Pläne im Jahr 2006 immer wieder verzögert und wurde von Künstler-Boykotten aufgrund verheerender Arbeitsbedingungen der Gastarbeiter überschattet. Nach dem Louvre wird das Guggenheim die zweite große Kunstinstitution in Abu Dhabi mit Fokus auf moderner und zeitgenössischer Kunst.

»Mein Ziel ist es, eine inklusive Institution zu schaffen, die wirklich in der Region verwurzelt ist und sich zu einem der wichtigsten Museen weltweit entwickeln kann«, verkündete Rosenthal in einer Pressemeldung. Ein so euphorischer wie ehrgeiziger Plan, der hoffentlich nicht im Sand verläuft. AH